Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 51 (1977)

Artikel: Skizzen zu einer Kleinstadt-Fest-Prosa
Autor: Burger, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559028

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hermann Burger

Skizzen zu einer Kleinstadt-Fest-Prosa

Kadettenmanöver im Schachen

Um die Kadettenmanöver überhaupt verstehen zu können, schreibt Lokalredaktor Heuberger, muss man zurückblicken auf die Badische Revolution von 1849. Damals wurde ein Teil der von Bleuker geführten und auf Schweizer Boden übergetretenen Aufständischen von der schweizerischen Miliz über Aarau in die Innerschweiz in Gefangenschaft geführt. Dieses Ereignis bewog die Aarauer, am Jugendfest von 1852 erstmals eine Kadettenschar gegen ein «lebhaftes Conterfey des Bleukerschen Frei- und Raubkorps», so Heuberger, antreten zu lassen. Seither besteht eine Freischarenkommission, in der verschiedene Aarauer Stadtvereine vertreten sind: von der Schützengesellschaft über den Damenturnverein bis zum Kulturkreis Zschokke. Diese Vereine stellen die Freischärler, die den Kadetten programmgemäss zu unterliegen haben. Ein Höhepunkt des Aarauer Maienzugs, zu dem sich das Festpublikum zeitig einfindet. Der Schachen brütet in der Mittagshitze. Das Städtchen als Ausschneidebogen am Horizont. Fernher das Gedudel der Budenstadt. Ab und zu ein hohlhäusiger Schnellzug oder ein rappelnder Güterzug auf dem Damm. In der Badeanstalt hängen weisse Röcke in der Mädchengarderobe. Der Himmel wäre um diese Zeit preussischblau zu nennen. Der fernwirkende Obertorturm trägt eine sinnlos gewordene Schönwetterfahne, nimmt aber im Halbschlaf an den Manövern teil. Die Stadtkirche dagegen überdenkt ihre letzte Innenrenovation. Punkt drei Uhr ertönen die ersten Gewehrsalven vom Hungerberg. Dort, wo am frühen Morgen die Artilleristen den Tag eingeschossen haben, drängen die Kadetten vorderhand noch supponierte Freischaren den Hang hinunter ans linke Aareufer. Die Schüsse bringen Bewegung in das Schachenpublikum. Die Divisionäre beschirmen die Augen und tun so, als sähen sie bereits, was sich abzeichnet. Wer den Präsidenten der Maienzug-Kommission beobachtet, kann feststellen, dass er befriedigt auf die Uhr schaut, und über das Gesicht von Lokalredaktor Heuberger huscht morgenfrische Knabenröte. Sonnenschirme werden aufgespannt, und unwirsche Handbewegungen Richtung Hals und Beine lassen vermuten, dass die einzigen echten Freischaren des Tages, die Mücken, die einzigen auch, die den Mut zum Blutvergiessen haben, eifrig am Werk sind. Auf dem Kugelfang an praller Sonne hocken dicht bei dicht die Ehrengäste, imaginäre Feldstecher ansetzend, mittenmang der Stadtammann Geratewohl, und am Rande des Schlachtfeldes

tummeln sich Pfadfinderinnen in Rotkreuz-Zelten. Dieweil setzen die mutigen Kadetten unter kundiger Leitung des Pontoniervereins über die Aare und lassen stolz vorausmelden: eine Schwadron berittener Matrosen abgesoffen. Heureka! Hufdonnern erfüllt den Schachen. Eine Staubwolke hinter dem Lindenring, in dem sonst die Regimentsspiele üben, verrät flüchtige Freischaren. Das Donnern schwillt an, Pferdeleiber werden sichtbar. Nicht die Rennbahn meinen sie, sondern das Schlachtfeld. Hulahula schreiend nähern sich die Indianer, rasen unter Applaus in gestrecktem Galopp in die Arena. Die alten Mörser werden vor der Burg aus Pappe aufgefahren, die den ehemaligen Stammsitz der Kyburger darstellen soll und als letztes Reduit der Freischaren gilt. Grüne Kosaken mit rotlederner Gesichtshaut und blitzenden Eiweissaugen stöpseln das Pulver, zünden die Lunte und eröffnen das Feuer mit ohrenbetäubenden Krachern, die sowohl die Kanonen als auch die Zuschauer zurückweichen lassen. Wer Plätze für die Musikfestwochen in Luzern reserviert hat, deckelt seine Hörmuscheln ab. Andere staunen säuglingshaft in den Pulverdampf. Das Piffpaff der Kadetten ist lauter geworden. Nach und nach reiten sämtliche Freischarentrupps ein: die Tiroler Spitzbuben und die Lützowschen Jäger, Kradschützen, Kürassiere und berittene Landsknechte in blaurot gestreiften Pluderhosen, feistbauchige Rothäute und versprengte Überreste der Bourbaki-Armee, ulanische Trompeter und Musketiere, ein Manipel römische Legionäre und eine Rotte heruntergekommener Korvettenkapitäne, kaltblütige Harakiri-Kandidaten und vertrottelte Reisläufer, Fremdenlegionäre und eine Delegation des Schweizerischen Unteroffiziersvereins, Marodeure, Raubgesindel, Partisanen und Terroristen. Kurz: wer je mit Zinnsoldaten gespielt hat, wer je von versenkten Bruttoregistertonnen, verheerten Fluren und gesprengten Brückenköpfen träumte, wer im Geschichtsunterricht, statt zu schlafen, Winterfeldzüge miterlitten und Drahtverhaue zerschnitten hat, ist im Schachen dabei. Und die armen Kadetten, welche lieber ihren Schulschätzen auf der Schanz nachlaufen würden, müssen siegen. Sie halten ihre Gewehre vorschriftsgemäss schräg in die Luft und stossen, ponte facto, in geschlossener Phalanx contra adversarios vor. Sie schicken legatos ad eos, um ihnen im Akkusativ mit Infinitiv zu melden, dass sie auf dem Vormarsch seien und in einer Viertelstunde die Kapitulation entgegen zu nehmen hätten. Zum Zeichen, dass sie nicht mehr fern ist, wird die Burg in Brand gesteckt. Durch den blutigen Opferrauch, der sich an biblische Vorbilder hält und tief über den Schachenboden qualmt, sprengen mit gespenstischer Berserkerwut auf violetten Gesichtern die Romanfiguren Karl Mays. Und während die Kasematte lichterloh brennt, während verbeulte Hifthörner grimmige Laute von sich geben, während Pickelhauben, Tschakos und Indianerfedern bunt durcheinanderwirbeln und männiglich nur noch auf die Hauptattacke der Feldgrünen wartet,

deren Major soeben die Anweisungen des Kadetteninstruktors entgegennimmt, taucht ein transparentbewehrtes Grüppchen hinter dem Kugelfang auf und weitet die Nasenlöcher von Lokalredaktor Heuberger zu geblähten Nüstern: Stoff bahnt sich an für seine Seite, eine Konfrontation. Die Alt-Aarauer lassen sich ihren Maienzug kurz vor dem Höhepunkt nicht vermiesen und ignorieren die Antileute, die an den zottigen Frisuren schon von weitem erkennbar sind. Doch die flotten Demonstranten haben mehr im Sinn, als nur oppositionelle Zierde an einem Volksfest zu sein. Sie durchbrechen die Abschrankung und wollen sich kühn zu den Ihren gesellen, zu den Freischärlern. Auf einem weissen, quergespannten Band tropft in blutroter Schrift der Spruch: Hier beginnt der Krieg. So ist es, basta. Keine Diskussion, wie im Militär. Doch die Mao-Partisanen haben ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nämlich: die Freischärler vergessen ihre historische Herkunft vom Bleukerschen Freikorps und scheuchen unter Applaus mit aufgebäumten Hengsten den hier beginnenden Krieg kurzerhand auf den Robinsonspielplatz der Infanterie, ins Gelände der Hindernisbahn. Das Transparent wird den Störenfrieden in einer Reiterattacke entrissen und in die Flammen geworfen. Etwas haben die geistigen Widerstandskämper trotzdem erreicht: sie fliessen in die Maienzug-Berichterstattung ein. Lokalredaktor Heuberger zückt den Bleistift und notiert sich die ersten Sätze seines Artikels: Nicht nur die Kadetten und die Freischaren hatten sich auf die Manöver vorbereitet, auch einige Jünglinge von Aarau, die zu diesem Zweck daheim Farbe und Pinsel aus der Schublade gekramt und Transparente gemalt hatten. Dergestalt ausgerüstet, marschierten die kühnen Recken aufs Schlachtfeld . . .

Der Obertorturm befiehlt: Helm ab!

Es war einmal ein hohler Zahn, genannt Obertorturm, der sich an einem strahlenden Maienzug-Nachmittag, während vom Schachen herauf Schlachtgetöse an seine stocktauben Ohren drang, in brütendem Halbschlaf seine Geschichte durch den Kopf gehen liess, weil er eine historische Rolle zu spielen hatte. Da die beflaggten Altstadthäuser um diese Zeit nichts zu tun wussten, liessen sie sich vom alten Sagen-Peter willig in eine mittelalterliche Biographie verstricken.

Ich, der Obertorturm, ein entfernter Verwandter des Danziger Stockturms, muss der mythischen Vorgeschichte nach mit der Stadtgründung zusammenhängen. Ich reichte ursprünglich nicht höher als die heutigen Bukkelquader. Von Beruf bin ich ein Wahrzeichen oder Symbol. Dank eines glücklichen Verhältnisses des unteren zum oberen, zurückspringenden Teil

und zum spitzen Zeltdach mit dem aufgesetzten Glockentürmchen eignet mir trotz aller Wehrhaftigkeit etwas Schlankes und Hochgemutes. Zehn Stockwerke zwangen den Turmwächter, der bis anno 1876 seinen Dienst versah, neunmal zu verschnaufen, bis er seine schmucke Wohnung erreichte. In der Kugel unter der Wetterfahne findet ihr, sofern euch das interessiert, Tageszeitungen vom 11. Oktober 1935, Fotos eurer vielgerühmten Giebelfassaden, Briefmarken, Münzen und alte Dokumente, darunter einen versiegelten Brief des Inhalts: Es war einmal ein hohler Zahn...

Liebe, dumme Altstadthäuser. Ihr träumt jahrhundertelang davon, ein Turm zu sein, dabei ist eine Turmexistenz wahrlich kein Schleck. Wehrturm, Wachtturm, Wahrzeichen und Gefängnis in einem zu sein, ist ein undankbares Geschäft. Kritzeleien an den Wänden zeugen von meinem früheren Innenleben. Ein Ungemach erlaubte den Gefangenen weder zu kauern noch aufrecht zu stehen noch ausgestreckt zu liegen. Diese Geisteshaltung, hat sich, scheint mir, und es ist ja eine Geisteshaltung, auf alle Alt-Aarauer übertragen. Verquere Gedanken, lauter verquere Gedanken. Das Wahrzeichen dieser Stadt ist ein Ungemach. Meine bossierten und randgeschlagenen Quader, meine kunstvollen Schartenfenster, die von Meister Hans Leu gemalte Sonnenuhr und letztlich auch das Carillon: alles rustikale Schönfärberei. Dass man das Ungemach zu einer unterirdischen Toilette umbaute, machte es nicht wohnlicher. Im übrigen hatte ich während sieben Jahrhunderten nicht viel zu tun, denn man fand es nur selten nötig, die erbärmliche Stadt Aarau zu erobern. Ausser den unvermeidlichen Renovationen musste ich kaum eine Schmach über mich ergehen lassen. Immerhin sei meinem Denkmalpfleger, dem Lokalhistoriker und Lokalredaktor Heuberger zuliebe, gestanden, dass wir, das Städtchen und ich, im Sommer 1653 ein paar bange Tage erlitten. Die Bauern murrten wieder einmal, weil unsere Herren, die Berner, abgewertet hatten, und drohten mit einem Dreschflegelaufstand. Weil Aarau damals noch kein Stadtzentrum, noch keine Kaserne besass, beschlossen die Herrschenden, den Unterdrückten eine Besatzung vor die Nase zu setzen und wählten dazu eine strategisch höchst bedeutsame Nase: den Felskopf. Die Bauern rochen Lunte und läuteten mit ihren Kuhglocken Sturm, bevor das Häuflein Basler und Elsässer noch die Aarebrücke erreicht hatte. Ringsum auf den Höhen loderten die Wachtfeuer, und mein armer Turmwart musste ununterbrochen ins Horn stossen. Der in Permanenz tagende Stadtrat blickte hilfesuchend nach oben, das heisst: zu mir herauf. Wenn das Korn in jenem Sommer nicht so voll gestanden wäre, was wiederum nur ich sehen konnte, hätte Aarau ein unfreiwilliges Schützenfest erlebt. Doch nach getaner Feldarbeit wurden wir trotzdem regelrecht belagert, in den Stoppelfeldern wimmelte es von kriegslustigen Bauern. Schon sah ich sie das Schlachtgebet verrichten, als ich meiner ruppigen Reputation gerecht zu

werden versprach und mit verwandtschaftlichen Beziehungen auftrumpfte. Mein kleiner Neffe unten an der Stadtmauer, der zum heutigen Maienzug einen neuen Helm aufgesetzt bekommen hat – Redaktor Heuberger hat dieses Ereignis in seiner Glosse «Helm auf!» gewürdigt –, erhielt in dieser historischen Stunde von mir den unmissverständlichen Befehl: Helm ab! Der Knirps dachte zuerst, er habe nicht recht gehört, denn die Stadtwache war eben daran, das Pulver sackweise in den Wehrgang hinaufzutragen. Helm ab, rief ich ihm zu, verstehst du denn nicht! So unlogisch dieser Befehl kurz vor dem Ansturm der Bauern klingen mochte, so richtig war er in der Turmlogik. Ich nahm ein paar Sonnenstrahlen, die sich gerade an meiner Sonnenuhr vergreifen wollten, bündelte sie und warf sie durch das hängende Monokel des Pulvermeisters derart intensiv werbend auf einen Papierwisch, dass nicht nur das Monokel, sondern auch der Pulvermeister mit seinen Mannen ihrer Funktion enthoben wurden und der obere Teil des Turms mit einem Mordskrach in die verblüffte Luft flog. Die Bauern, solches hörend, trauten den Knall den Mörsern der Elsässer zu und machten sich buchstäblich aus dem Staub. Doch die Rauchwolke vernebelte die umliegenden Fluren dergestalt, dass sie in ihre eigenen Sensen und Sicheln liefen und, da sie den Feind auf den Fersen glaubten, sich gegenseitig selber niedermetzelten. Der Pulverturm und ich, wir liessen den Rauch nicht eher abziehen, als bis sich die Bauern mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatten und die Landschaft rund um Aarau ein rotes Leichenfeld war.

Aber, lieber Onkel Obertorturm, klagten nach dieser Mär die schönen Giebel, warum erzählst du uns am Maienzug solche Schauergeschichten. Der Blutbann tropft ja ab von unsern Flaggen! Der Obertorturm wackelte gutmütig mit dem spitzen Zeltdach: Damit ihr begreift, weshalb es am Maienzug bei uns knallen muss. Weil sich die Alt-Aarauer sehnsüchtig an die gute alte Zeit erinnern, als man noch richtig töten durfte, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und den Totentanz nicht als Wunschbild an meine Fassade zu malen brauchte.

Solche Weisheit von sich gegeben habend, sank der Obertorturm wieder in seinen mittelalterlichen Dämmerschlaf zurück und gab mit der Schönwetterfahne dem Fest ein lässiges Zeichen: Seinesgleichen geschehe weiter!

Variante zu: Helm ab!

Redaktor Heuberger, der den Lokalteil unserer Tageszeitung betreut, um dessentwillen sie lesenswert sein soll, hat sich wieder einmal eine Nummer geleistet. Da erhält die Stadt der schönen Giebel zu ihren viel geknipsten Ründen ein neues Fotosujet. Eine Baufirma, die ihren hundertsten Geburts-

tag feiert, rekonstruiert nach alten Plänen den Pulverturm der Stadtbefestigung an der Ecke Ziegelrain-Asylstrasse, mauert den runden Trutzfried selbstlos bis auf seine ursprüngliche Höhe von achtzehn Metern auf, zackt ihm Schiessscharten ein und schenkt ihm einen Kegelhelm, der am Boden zusammengezimmert und mit einem Kran in einem kaum zehn Minuten dauernden Manöver technisch perfekt aufgesetzt worden ist, und da wählt Lokalredaktor Heuberger, bald mit rb, bald mit Hb zeichnend, für seine Reportage sage und schreibe den militärischen Befehl «Helm auf!» als Titel. Ein Pulverturm, der wehrhafte Charakter ist ihm nicht zu bestreiten – obwohl er lieber auf der Stelle explodieren als wehrhaft sein möchte –, soll also wieder symbolische Pflichten übernehmen und jedem Reisenden, der, über den Schachendamm rollend, die mittelalterliche Stadtansicht bewundert, bevor er für eine erlösende halbe Minute in den Schanztunnel taucht, unmissverständlich klar machen, dass im Stadtkern eine Kaserne und kein Einkaufszentrum, geschweige denn ein Kulturzentrum steht. Der Reisende, dieser Zeichensprache mächtig, wird weder aus- noch umsteigen, sondern nach kurzem Halt zwischen Grossstadtleben vortäuschenden Perrons den Gruss des Vorstandes, der nicht ihm gilt, unerwidert lassen und in Richtung Güterschuppen, Industriequartier davonrailen. Heuberger hat sich wohl nicht überlegt, dass jeder Soldat, der dem gehässigen Befehl «Helm auf!» gehorchen muss, nur einen Wunsch kennt: Helm ab! Und der Pulverturm wird diesem Wunsch nicht ohne die Hilfe der Baufirma nachkommen können. Spätestens nach dreitägigen Manövern wird er nach dem befreienden «Helm ab!» verlangen. Die Firma wird ihren Geburtstag verlängern und das Kegeldach auf jene Stelle setzen müssen, wo es gezimmert worden ist. Das Beispiel wird Schule machen, andere Türme, allen voran der Obertorturm, werden sich sagen: Warum nicht einmal Helm ab! Sie werden nach jubilierenden Baufirmen, nach girrenden Kränen stumm trotzig schreien. Der Obertorturm wird sich seinen jahrhundertelang getragenen Pyramidenhelm mitsamt den Schleppgauben abheben lassen und einen braun verschwitzten Holzschopf zeigen. Der Dachreiter auf der Stadtkirche wird sein geschweiftes Helmchen eigenhändig in die Luft schiessen. Die katholische Kirche, unbehelmt, wird nichtsdestotrotz, aus purer Solidarität tiefglockig läutend nach Erleichterung von ihrem Flachdach verlangen. Und kaum haben sich alle ihrer Behaubung entledigt, will schon wieder einer der erste sein mit Helm auf, es beginnt ein endloses Strafexerzieren unter sämtlichen Türmen der Stadt, kommandiert vom herrschsüchtigen Obertorturm: Helm auf, Helm ab, Helm auf, Helm ab. Und der Lokalhistoriker Heuberger wird vom einen zum andern rennen müssen, insbesondere die Stadtkirche inständig bittend, nicht auch noch mit dem Unsinn anzufangen und ihren Käsbissen mit den Ziergiebeln aus Muschelkalk vom Scheitel zu reissen. Von grünspa-

nigen und kupfergleissenden Helmen jeder Bauart mehr verspottet als begrüsst, wird Redaktor Heuberger endlich einsehen, wie weit ein Satz, vor allem ein Befehlssatz, führen kann, und stehe er auch nur im Lokalteil einer kleinen Zeitung, die über kleine Tage in einer kleinen Stadt Wissenswertes zusammenfasst.

Lokalredaktor müsste man sein!

Ab und zu stelle ich mir die Gewissensfrage: Wen beneidest du am meisten in der Stadt? Keine Frage, weil die Antwort täglich in der Tageszeitung erscheint. Lokalredaktor zu sein ist ein Traumberuf. Aus südlicher Distanz liest sich der Lokalkram einer Kleinstadt wie der spannendste Kriminalroman mit 365 Fortsetzungen im Jahr. Die Fortsetzung folgt bis in alle Ewigkeit. Lokalredaktor Heuberger ist in meinen Augen der glücklichste weil unbewussteste Schriftsteller der Welt. Er trägt ein riesiges Mosaik aus kleinsten, buntesten Steinchen zusammen, ohne an die Illusion eines Gesamtplans zu glauben. Mal schreibt er über die Jahresversammlung der Philatelisten, mal über die Neuinstrumentierung der Blechmusik; Kulturelles verträgt sich neben Informationen über den Stand der Kaninchenzüchtung. Er sammelt Splitter und Anekdoten, schiebt eine Betrachtung über unsere Eidechsen ein, wärmt alte Bräuche auf, und immer findet sich im Archiv ein malerisches Altstadtbild. Eine wischende Frau verführt zur Legende: Morgentoilette in der Pelzgasse. Seinen alten Reiz behalten hat der Blick von der Zinne auf die Giebel der Haldenhäuser. Dann wieder nackte Gegenwart: Unzucht im Pissoir des Obertorturms, dreistündige Sitzung des Einwohnerrates, erste Vorboten des Maienzugs. Fragen an die Zukunft: Wie werden die Kadetten in zehn Jahren durch die Rathausgasse marschieren? Wer wird nach Annahme der Überfremdungs-Initiative die Tiere im Wildpark Roggenhausen füttern? Wohin mit dem Schützendenkmal? Also ein Durcheinander, Charivari, Gewurstel, Mischmasch, Potpourri, Tohuwabohu, Sammelsurium, eine Menkenke? Nach der Theorie des modernen Romans nicht mehr und nicht weniger als ein ebensolcher mit allen Raffinessen: Häufiger Wechsel des Standorts, Herumturnen in allen Zeitformen, Anführungszeichen-Stil, der sich selber nicht ernst nimmt, kollektive Autorschaft. Denn Heuberger schreibt natürlich nicht alles selber. Darüber hinaus hält sich dieser Roman an modernste Erscheinungspraktiken. Er erreicht täglich mindestens 30 000 Leser, ohne dass sie in die Buchhandlung laufen müssen. Die Druckfehler sind einkalkuliert, und alle Rechte liegen beim Publikum. Er wirbt mit Schlagzeilen aus Politik und Sport unauffällig für sich. Er ist sein eigenes Inserat. Er braucht nicht interpretiert zu werden. Er ist wegwerfbar,

der erste echte Wegwerfroman. Die Leserbriefe werden eingebaut. Man kann ihn ignorieren und ist trotzdem über seinen Inhalt informiert, weil er sich tagtäglich auf allen Gassen und Plätzen ereignet. Kein Schlüssel-, ein Dietrich-Roman. Er berührt alle grossen Themen der Zeit, von der Militärdienstverweigerung bis zur Zifferblattrenovation der Stadtkirche. Kinder falzen Schiffchenmützen aus seinen Blättern und tragen ihn nicht im, sondern auf dem Kopf. Er ist Liebes- und Ehe-Roman ohn' Unterlass, Nachttischlektüre für sie und für ihn. Kurz: Redaktor Heuberger schreibt und lässt schreiben den Universalroman, der jedem Epiker in seinen kühnsten Träumen vorschwebt. Er braucht nicht auf die Suche nach dem verlorenen Stil zu gehen, er kennt keine Hürde mit der Aufschrift: So kann man heute nicht mehr schreiben. Seine Kunst hat es nicht nötig, von «können» zu kommen, sie leitet sich in höchst eigenwilliger Etymologie von «kunterbunt» ab. Wissen Sie, fragt der Duden, dass «kunterbunt» etwas mit «Kontrapunkt» zu tun hat? Heubergers Kunst ist die Kunst des Kontrapunkts, wörtlich: gegen den Punkt. Sie ist überhaupt gegen Satzzeichen, sie ergiesst sich endlos wie der Strom des Lebens: die Geschichte, die das Leben schreibt.